

WEISSE FLECKEN AUF DER LEINWAND

Zur Ausgrenzung der Kolonialiserten

in der Kinematographie über den Zweiten Weltkrieg

Einführung in das cineastische Begleitprogramm

zur Ausstellung „Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg“

am 5.11.2010 im Kommunalen Kino, Freiburg

von Karl Rössel (Rheinisches JournalistInnenbüro/Recherche International e.V.)

Im Zweiten Weltkrieg - ich habe es bereits gestern bei der Eröffnung der Ausstellung im Französischen Kulturinstitut erwähnt – kämpften mehr Soldaten aus der sogenannten Dritten Welt als aus Europa. Er war im wahrsten Sinne ein Welt-Krieg, der in allen Teilen der Welt ausgetragen wurde: von der lateinamerikanischen Küste über West-, Nord- und Ostafrika sowie den Nahen Osten bis nach Asien und in die Pazifikregion.

Vor diesem Hintergrund ist es bemerkenswert, wie konsequent der Beitrag der Dritten Welt in diesem Krieg nicht nur in der Geschichtsschreibung, sondern auch in den Medien und im Kino ignoriert wurde und wird.

Die Zahl der Spielfilme, die über den Zweiten Weltkrieg gedreht wurden, ist unüberschaubar. Es dürfte kaum ein historisches Ereignis geben, das sich so breit und umfassend in der internationalen Kinematographie widerspiegelt wie der Zweite Weltkrieg. Und doch ist mir bislang nicht ein Spielfilm aus einer der Krieg führenden Nationen bekannt, in dem die Rolle der Kolonien und ihrer EinwohnerInnen angemessen dargestellt wäre. Meist dienen ehemalige Kolonien in Kriegsfilme als exotische

Kulisse für die Heldentaten weißer Soldaten und Kolonialisierte treten allenfalls als Statisten auf.

Der Schriftsteller Eduardo Galeano aus Uruguay schreibt in seinem bekannten Buch „Die offenen Adern Lateinamerikas“, dass die von der US-Regierung während des Zweiten Weltkriegs ausgerufene neue Partnerschaft mit den lateinamerikanischen Ländern, auf deren Rohstoffe sie für ihre Rüstungsproduktion dringlich angewiesen war, sich auch in Filmen aus Hollywood widerspiegelte: „Die Länder Lateinamerikas geben als ihren Beitrag billige Rohstoffe, billige Nahrungsmittel und den einen oder anderen Soldaten. Das Kino rühmt die gemeinsame Sache... Donald Duck bekommt einen brasilianischen Freund, den kleinen Papagei José Carioca.“ In den Hollywoodfilmen der Kriegsjahren bringen die Helden „auf pazifischen Inseln oder europäischen Schlachtfeldern haufenweise Japaner und Deutsche um: Jeder Star hat an seiner Seite einen sympathischen, etwas trüben und einfältigen Latino, der den blonden Bruder aus dem Norden bewundert und ihm als Echo und Schatten dient, als treuer Knappe, lustiger Musikant, als Bote und als Koch.“

Ein Beispiel für Filme dieser Art ist **Schnellboote von Bataan** von John Ford, den das WDR-Fernsehen zum 60. Jahrestag des Kriegsendes vor 5 Jahren wieder einmal sendete. Darin zeigen US-amerikanische Soldaten eines Schnellbootgeschwaders nach dem japanischen Angriff auf die Philippinen im Dezember 1941, - Zitat! - »was in ihnen und ihren Booten steckt«.

In der Realität kämpften Hunderttausende philippinische Soldaten und Partisanen von 1942 bis 1944 alleine gegen die japanischen Invasoren, da die Truppen ihrer US-amerikanischen Kolonialherren das Land schon nach den ersten japanischen Angriffen fluchtartig verließen. Als die alliierten Truppen nach fast drei Jahren auf die philippinischen Inseln

zurückkehrten, waren die meisten bereits befreit. Mehr als eine Million Filipinos und Filipinas bezahlten ihren Widerstand gegen die japanischen Besatzer mit dem Leben, allein auf der Halbinsel Bataan waren es Zehntausende. In dem Film von John Ford gibt es jedoch weder philippinische Soldaten noch Partisanen. Filipinos treten darin nur als Barmänner und Messdiener auf.

Bilder von Kolonialsoldaten blieben auch in Kriegsreportagen und Wochenschauberichten über den Zweiten Weltkrieg teilweise bewusst ausgespart. Schließlich waren auch die Gesellschaften der alliierten Kriegsnationen durch und durch rassistisch. Das US-

Verteidigungsministerium ließ 1944 von dem Kriegsfotografen Frank Capra eigens einen Propagandafilm mit dem Titel „The Negro Soldier“ produzieren, um in der von Rassentrennung geprägten US-amerikanischen Gesellschaft Verständnis für die Einsätze afroamerikanischer Soldaten in den US-Streitkräften zu wecken.

Insgesamt kämpften etwa 1,2 Millionen schwarze US-Soldaten im Zweiten Weltkrieg, aber in den Spielfilmen über diesen Krieg sind sie meist ebenso wenig zu sehen wie die Bevölkerung der Kolonialländer, in denen er ausgetragen wurde. Daran hat sich bis in die jüngste Vergangenheit wenig geändert, wie z.B. der US-amerikanische Kriegsfilm **Der Schmale Grad** von Terrence Malick demonstriert, der 1999 bei der Berlinale mit der höchsten Auszeichnung bedacht wurde, dem »Goldenen Bären«. Der Film spielt auf den Salomon-Inseln, 1942 eines der Hauptschlachtfelder des Zweiten Weltkriegs im Südpazifik. Auch dort setzten japanische wie alliierten Militärs Tausende Insulaner ein: als Frontsoldaten, Kundschafter, Küstenwächter, Spione, Führer, Funker, Sanitäter, Träger, Fahrer, Fischer und als Hilfsarbeiter beim Bau von Flugpisten, Straßen, Hafenanlagen, Bunkern und Kasernen.

Einheimische Frauen dienten den fremden Militärs als Köchinnen, Wäscherinnen und Prostituierte.

In dem fast dreistündigen Berlinale-Preisträger taucht nur ein einziger Insulaner im Lendenschurz auf, der scheinbar unbeteiligt an einer US-amerikanischen Einheit vorbeigeht, und es gibt eine kurze Sequenz über ein Dorf unter Palmen, in dem der US-amerikanische Protagonist des Films Ruhe vom Kriegsgeschehen sucht. Die Bilder aus dem idyllischen Dorf vermitteln den Eindruck, als seien die Inselbewohner vom Krieg verschont geblieben, hätten weit weg vom Kriegsgeschehen gelebt. Tatsächlich waren die Salomon-Inseln bei Kriegsende so zerstört, dass die Folgen noch sechs Jahrzehnte später unübersehbar sind. Wer die Hauptinsel Guadalcanal heute besucht, landet auf dem *Henderson Air Field*, einem Flughafen, der im Krieg gebaut und nach einem dort gefallenen US-Offizier benannt wurde.

Da der Sitz der britischen Kolonialverwaltung auf der kleinen Insel Tulagi 1945 völlig ausgebombt war, wurde auf den Kriegstrümmern unweit des Flughafens eine neue Hauptstadt aus dem Boden gestampft: Honiara. Der Weg vom Flughafen dorthin ist noch heute von verfallenen Baracken und Bunkern, Geschützen und Bombenkratern, Flugzeugwracks und verrotteten Panzerteilen gesäumt. An den Stränden der Insel rosten Wracks von Kriegsschiffen und Landebooten vor sich hin. Die Hügel westlich von Honiara heißen seit dem Krieg - selbst auf Landkarten - *Bloody Ridge* (Blutiger Grad), weil dort erbitterte Schlachten stattfanden. Und die Meerenge vor der Hauptstadt wird *Iron Bottom Sound* genannt, Sund mit eisernem Boden, da hier 48 japanische und US-amerikanische Kriegsschiffe auf im Meeresgrund liegen. 38.000 japanische Soldaten und mehr als 7.000 US-amerikanische kamen bei den Kämpfen auf den Salomonen ums Leben. Wie viele Bewohner der Inseln starben, ist nicht bekannt, denn ihre Opfer wurden – wie die der meisten Kolonisierten -

nicht gezählt. Es müssen Tausende gewesen sein, aber in einem Spielfilm wie **Der Schmale Grat** wird ihr Einsatz nicht einmal erwähnt, obwohl das Drehbuch auf dem Roman eines Soldaten namens James Jones beruht, der selbst an den Schlachten auf Guadalcanal teilgenommen hat und es somit besser wissen müsste.

Dass in Filmen wie **Höllenhunde des Pazifik** mit Ronald Reagan in der Hauptrolle und **Der Seemann und die Nonne** von John Huston, der „1944 irgendwo im Südpazifik“ spielen soll, die BewohnerInnen der Region keine Rolle spielen, verwundert nicht (in Hustons Film ergreifen die „Eingeborenen“ schon bei den ersten Anzeichen japanischer Angriffe panikartig die Flucht von einem fiktiven Atoll, so dass ein unerschrockener US-amerikanischer Seemann und eine weiße Nonne allein dort zurückbleiben. Diese beiden klischeebeladenen Streifen stammen aus dem Jahr 1957, als die Befreiung von kolonialer Herrschaft in vielen Teilen der Welt noch ausstand.

Aber selbst ein halbes Jahrhundert später ist die Ausblendung der Kolonialiserten in westlichen Filmproduktionen über den Zweiten Weltkrieg nahezu unverändert, selbst bei anspruchsvollen Projekten wie z.B. **Flags of our fathers** und **Letters of Iwo Jima** von Clint Eastwood aus dem Jahre 2006. In diesen beiden Spielfilmen wird die Geschichte des Kampfes um die nordpazifische Insel Iwo Jima im Jahre 1944 einmal aus Sicht US-amerikanischer Soldaten erzählt, dann aus der ihrer japanischen Gegner – eine faszinierende Gegenüberstellung, die sich – positiv betrachtet - als ein eindrucksvolles Plädoyer gegen den Krieg interpretieren lässt. Über die Figur von Ira Hayes, erinnert Eastwood auch an den vergessenen Einsatz der etwa 25.000 Native Americans im Zweiten Weltkrieg. Der Film zeigt, dass Hayes nach der Eroberung von Iwo Jima zwar die US-Flagge auf einem Berg der Insel hissen durfte, aber nach seiner Rückkehr in US-amerikanischen Kneipen als Native

American kein Bier trinken durfte und schließlich verarmt und vergessen in einem Straßengraben endet.

Die BewohnerInnen der nordpazifischen Inseln jedoch, auf denen die beiden Filme spielen, werden auch von Clint Eastwood ignoriert. Er setzt zwar den Aufmarsch der US-Marine mit Dutzenden Kriegsschiffen eindrucksvoll ins Bild und zeigt, dass dieser über die Insel Tarawa im Zentralpazifik führte, die bis 1944 von japanischen Truppen besetzt war. Aber er verschweigt, dass Insulaner ihr Leben riskierten, um die alliierten Militärs über geheime Funkstationen vor anrückenden japanischen Bombengeschwadern und Flottenverbänden zu warnen. Dank dieser Informationen konnten alliierte Truppen schließlich auf einer Nachbarinsel Funafuti landen und dort eine Flugpiste bauen, von der aus sie die japanischen Stellungen auf Tarawa bombardieren konnten. Dafür wurden die 4.000 BewohnerInnen der Insel auf ein kleines Eiland zwangsumgesiedelt und 2000 einheimische Männer für ein Arbeitsbataillon rekrutiert, das Zehntausende Kokospalmen fällen musste, um Platz für den Flughafen zu schaffen. Die InselbewohnerInnen verloren damit ihre Lebensgrundlage und leiden darunter bis heute.

In den beiden Filmen von Clint Eastwood, die insgesamt mehr als fünf Stunden dauern, ist von alledem nichts zu sehen.

Unverhohlener noch als die genannten Spielfilmregisseure, stellt der bekannteste Fernsehhistoriker hierzulande den Kriegsverlauf im Pazifik auf den Kopf, Guido Knopp vom ZDF. Selbst Kritiker der ansonsten eher vornehme Zurückhaltung übenden Wochenzeitung „Die Zeit“ hielten ihm wegen der Machart seiner Beiträge mit Spielszenen untermalt von dräuender Musik schon vor, Geschichtspornographie zu verbreiten. Tatsächlich hat er diese Kritik mehr als verdient.

In der von ihm betreuten Reihe ZDF-History präsentierte Guido Knopp am 4. September 2004 eine Dokumentation mit dem Titel „Von Hawaii nach Iwo Jima – Der Krieg im Pazifik“. Darin wurde behauptet, die meisten der im Zweiten Weltkrieg umkämpften pazifischen Inseln seien »unbewohnt« gewesen. Folglich kam in der 45-minütigen Sendung auch kein einziger Insulaner zu Wort. Tatsächlich lebten allein in Neuguinea zwei Millionen Einwohner, als 1942 etwa 1,8 Millionen japanische und alliierte Soldaten auf der Insel einmarschierten. Um ihren Krieg in den unwegsamen Bergen Neuguineas austragen zu können, rekrutierten Japaner wie Alliierte jeweils 50.000 einheimische Träger, Hilfsarbeiter und Soldaten. Den ZDF-Historikern war ihr Schicksal kein Wort und kein Bild wert und auch nicht das Zehntausender BewohnerInnen anderer pazifischer Inseln, auf denen der Krieg ausgetragen wurde. Die ZDF-Autoren übersprangen einfach die entscheidenden Jahre des Pazifikkrieges 1942 und 1943 und gingen vom japanischen Angriff auf die US-Flotte in Pearl Harbor Ende 1941 direkt zum Kampf um Iwo Jima und der Schlussphase des Krieges 1944/45 über.

Ein Blick ins Internet hätte auch den ZDF-Historikern gezeigt, welche gravierenden Folgen der Zweite Weltkriegs für Millionen BewohnerInnen des Pazifiks in den Jahren dazwischen hatte. Tatsächlich ist die Kriegsgeschichte aus der Perspektive der InsulanerInnen in der Region detailliert erforscht und dokumentiert – etwa von Historikern der Universität des Südpazifiks in Hawaii. Es gibt seit langem auch ausgezeichnetes Filmmaterial dazu, wie z.B. die preisgekrönte australische Dokumentation „Angels of war“ aus dem Jahre 1982, die schon damals im Forum der Berliner Filmfestspiele vorgestellt wurde und die am 12. Januar hier in Freiburg im Begleitprogramm zu der Ausstellung zu sehen sein wird. Aber auch Dokumentationen, die anderswo zur Rolle von Ländern der Dritten Welt im Zweiten Weltkrieg

realisiert wurden, werden hierzulande kaum wahrgenommen. Dabei gibt es inzwischen einige eindrucksvolle Dokumentarfilme zu den geographischen und thematischen Kapiteln der Ausstellung, insbesondere aus Frankreich und zur Rolle afrikanischer Kolonialsoldaten im Krieg. Wir haben ein halbes Dutzend Filme für Begleitveranstaltungen zur Ausstellung deutsch untertitelt. Dazu gehört auch „Baroud d’honneur“ – „Eine Frage der Ehre“ von Grégoire Georges-Picot über Veteranen aus dem Maghreb, den wir gleich sehen werden. Auch in Frankreich haben Filmemacher erst in den 1990er Jahren begonnen, sich mit den Einsätzen Hunderttausender Soldaten aus den französischen Kolonien im Ersten und Zweiten Weltkrieg zu beschäftigen. Einer der ersten war 1994 Jean Marie Fawer mit seinem Film „C’est nous les Africains – Eux aussi ont libéré L’Alsace“, dem wir den deutschen Titel gegeben haben: „Auch Afrikaner haben das Elsass befreit“.

Es freut mich sehr, dass die OrganisatorInnen des cineastischen Begleitprogramms zu unserer Ausstellung nicht nur den engagierten Regisseur Jean Marie Fawer nach Freiburg eingeladen haben, sondern darüber hinaus mit Mechri Miloud auch einen Veteranen der 3. algerischen Infanteriedivision, der an der Befreiung des Elsass beteiligt war. Die Intention dieses Ausstellungsprojekts und des dazu gehörigen Begleitprogramms besteht genau darin, denen, deren Geschichte und Geschichten bislang ignoriert wurden, ein Forum zu verschaffen und ZeitzeugInnen selbst zu Wort kommen zu lassen.

Dieses Ziel verfolgt auch das Hiphop-Tanztheater „Die vergessenen Befreier“ der Theatergruppe „Mémoire Vives“, auf das uns Freunde aus Freiburg vor zwei Jahren aufmerksam gemacht haben und das wir mit Hilfe von Freiburger FreundInnen übersetzen und mit deutschen Obertiteln versehen konnten. Es ist sicher die spektakulärste

Begleitveranstaltung zur Ausstellung und eine kongeniale Ergänzung dazu. Die Theatergruppe präsentiert auf einer großen Leinwand auch faszinierendes historisches Filmmaterial, Archivaufnahmen, die das Ausmaß der Einbeziehung von Kolonialsoldaten in die französische Kriegsführung verdeutlichen. Die Bilder werden in Tanz, Musik und Theaterszenen aufgegriffen und ergänzt.

Anfang Oktober war die Gruppe bei uns in Köln zu Gast und ihre drei Aufführungen wurden vom Publikum mit Standing Ovationen gefeiert. Wer einen Vorgeschmack auf die Freiburger Aufführung im März bekommen und wissen will, wie die Arbeit an dem Stück das politische und historische Bewusstsein der DarstellerInnen verändert hat, dem sei die Dokumentation „Histoires Vives“ empfohlen, die Jean Marie Fawer hier in Freiburg vorstellen wird, und der wir – beeindruckt von der Dynamik dieses Theaterprojekts – und in Anlehnung an Rudi Dutschke den Titel gegeben haben: „Geschichte wird gemacht“.

Mit Peter Finkelgruen wird ein weiterer Zeitzeuge in Freiburg einen sehr persönlichen Film vorstellen. Die Dokumentation „Unterwegs als sicherer Ort“ erzählt die Fluchtgeschichte seiner Familie und ist zugleich eine Recherche nach dem Mörder von Finkelgruens Großvater. Zusammen mit dem Filmemacher Dietrich Schubert suchte Finkelgruen auch nach Spuren seiner Kindheit im fernen Schanghai, wo er während des Zweiten Weltkriegs in dem jüdischen Ghetto geboren wurde, das auf Druck deutscher Gestapo-Gesandter von den japanischen Besatzern in einem Armenviertel eingerichtet wurde. Der Film erinnert daran, dass die Nazi-Funktionäre selbst im fernen China noch Pläne zur Ermordung der 30.000 jüdischen Flüchtlinge schmiedeten, die in Schanghai lebten. Wir hatten Peter Finkelgruen gerade am letzten Dienstag zu einem Filmgespräch in Köln zu Gast und es war ein überaus bewegender Abend. Ich empfehle Ihnen sehr, sich die Gelegenheit nicht entgehen zu

lassen, diesen beeindruckenden und bis heute politisch engagierten Menschen kennen zu lernen, wenn er am 24. November hier in diesem Kino sein wird.

Erst kürzlich haben wir die Dokumentation „63 years on“ aus Südkorea aus dem Jahr 2008 entdeckt und untertiteln lassen. Sie erinnert am Beispiel von fünf Zeitzeuginnen an die Verschleppung Hunderttausender Frauen in die japanischen Militärbordelle während des Zweiten Weltkriegs. Nataly Jung-Hwa Han vom Korea-Verband in Berlin, die im Januar zum Filmgespräch nach Freiburg kommen wird, hat uns auf diesen Film aufmerksam gemacht. Sie beschäftigt sich seit langem mit dem Thema „Gewalt gegen Frauen im Krieg“ und hat auch schon eine Ausstellung über Zwangsprostituierte aus dem Frauen-KZ Ravensbrück in Südkorea gezeigt.

Der japanische Fotograf Tukasa Yajima, der mit ihr nach Freiburg kommen wird, hat aus der Geschichte seines Landes die persönliche Konsequenz gezogen, nach Südkorea zu reisen und dort drei Jahre lang in einem Frauenhaus für Überlebende der japanischen Kriegsverbrechen gearbeitet. Er hat dabei Freundschaften zu den Frauen geschlossen und Portraitfotos von ihnen aufgenommen sowie Lieder aufgezeichnet, die sie ihm vorgesungen habe. So ist die Fotoinstallation entstanden, die er hier in Freiburg vorstellen wird.

Tatsächlich gibt es inzwischen eine Reihe empfehlenswerter Dokumentarfilme in deutschen Fassungen bzw. mit deutschen Untertiteln, in denen es um Folgen des Zweiten Weltkrieges in Afrika, Asien, Ozeanien und Lateinamerika geht: so z.B. über das Massaker der japanischen Truppen 1937 in Nanking und das der französischen Kolonialtruppen am 8. Mai 1945 in Algerien, über das jüdische Ghetto von Schanghai, die organisierte Fluchthilfe von NS-Kriegsverbrechern

nach Lateinamerika und über die Kollaboration arabischer und lateinamerikanischer Faschisten mit den Nazis.

Wer sich dafür interessiert, findet weitere Filmempfehlungen auf der Internetseite zum Ausstellungsprojekt: www.3www2.de.

Die wenigen Spielfilme, die es bislang zum Thema gibt, wurden jedoch durchweg von Regisseuren realisiert, die selbst aus ehemals kolonisierten Ländern stammen und deren Familien den Zweiten Weltkrieg noch miterlebt haben. So hat etwa Sanou Kollo Daniel aus Burkina Faso in seinem Spielfilm „Tasuma, Le Feu“ – die Geschichte eines Veteranen, der um seine Pension kämpft – Erfahrungen verarbeitet, die sein Vater in den französischen Streitkräften machen musste.

Der bekannte senegalesische Schriftsteller und Filmemacher, Ousmane Sembène, der das afrikanische Kino über ein halbes Jahrhundert wesentlich geprägt hat, hatte den Zweiten Weltkrieg sogar selbst noch als Soldat unter französischem Kommando miterlebt. Sembène gehörte 1945 zu den Befreiern Süddeutschlands und war nach Kriegsende in Baden-Baden stationiert, vielleicht war er ja damals auch hier in Freiburg. Er war ein bemerkenswert engagierter Mensch und ich hatte die Ehre, ihn 1999 bei den Recherchen für unser Projekt in seinem Büro in Dakar besuchen zu können. Er ist leider Ende 2008 verstorben.

Seine Erfahrungen als Soldat aus einer französischen Kolonie beschrieb er in einem Interview so: „Im Krieg haben wir diejenigen, die uns gestern noch kolonialisiert hatten, nackt gesehen. Wir haben Seite an Seite mit ihnen gekämpft, Hunger und Durst gemeinsam erlitten und über denselben Schmerz geweint. Danach war klar: Es gibt eigentlich keinerlei Unterschiede zwischen uns. Aber: Die Franzosen haben sich eher mit feindlichen deutschen Soldaten angefreundet als mit uns, ihren

schwarzen Kameraden. Das hat uns verbittert. Diese Erfahrungen haben vieles verändert.“

Dass er sein Leben für die Befreiung Frankreichs riskierte, aber dennoch von seinen französischen Vorgesetzten als Mensch zweiter Klasse behandelt wurde, empörte Ousmane Sembène. Er zog daraus – wie viele Kolonialsoldaten – den Schluss, nach der Befreiung Europas auch Freiheit und Unabhängigkeit für sein eigenes Land einzufordern. Er tat dies zunächst als Schriftsteller. Da viele seiner Landsleute im Senegal unter französischer Herrschaft keine Schule besuchen und deshalb seine Romane nicht lesen konnten, begann er Anfang der 1960er Jahre, Spielfilme zu drehen. Für Sembène war das Kino „die Schule der einfachen Leute“ und er nutzte diese Schule, um die neokoloniale Abhängigkeit seines Landes von Frankreich anzuprangern, aber auch Korruption und Dekadenz der senegalesischen Elite.

Dadurch geriet er in Konflikt mit Léopold Senghor, dem ersten Präsidenten des Senegals nach der Unabhängigkeit. Auch Senghor hatte als Kolonialsoldat für die Befreiung Frankreichs und Deutschlands von der Nazi Herrschaft gekämpft und sich als Mitbegründer der sogenannten „Négritude“ für die Unabhängigkeit eingesetzt. Es ist eine Ironie der Geschichte, dass er als Staatschef Filme von Ousmane Sembène zensieren ließ.

Schon 1971 drehte Ousmane Sembène mit **Emitai** einen ersten Spielfilm den Zweiten Weltkrieg. Er zeigt die dramatischen Auswirkungen des Kriegs in einem Dorf der südsenegalesischen Casamance. Erst rekrutiert die französische Kolonialverwaltung dort junge Männer gewaltsam für Fronteinsätze in Europa, dann sollen die verbliebenen Dorfbewohner auch noch Teile ihrer Reisernte zur Versorgung der französischen Truppen abliefern. Als sie sich weigern, taucht ein Trupp afrikanischer Kolonialsoldaten unter dem Kommando französischer Offiziere auf. Die

Soldaten erschießen jeden, der Widerstand leistet und sie verweigern dem ermordeten Dorfältesten ein angemessenes Begräbnis. Sie nehmen die revoltierenden Frauen, die traditionell für die Ernte zuständig sind, gefangen und lassen sie auf dem Dorfplatz in sengender Sonne hungern und dursten, um sie zur Herausgabe des versteckten Reis zu bewegen. An der Brutalität, mit der die französische Verwaltung Kriegsabgaben eintreibt, ändert sich auch nichts, als die Beamten der Kollaborations-Regierung von Vichy vor Ort durch Anhänger des Freien Frankreichs abgelöst werden, nur das Plakat des Nazi-Kollaborateurs Petain auf dem Dorfplatz wird durch eines von de Gaulle ersetzt – Sembènes ironischer Kommentar zur Diskriminierung der Kolonialiserten durch beide französischen Lager im Zweiten Weltkrieg.

1989 realisierte Ousmane Sembène den Spielfilm **Camp de Thiaroye**.

Darin rekonstruiert er die Geschichte des Massakers, das die französischen Streitkräfte 1944 in der Kaserne von Thiaroye am Stadtrand von Dakar an revoltierenden westafrikanischen Kriegsheimkehrern verübten, die ihren ausstehenden Sold und die versprochenen Entlassungsprämien einforderten. Sembène verweist auf die historischen Fakten, indem er die dramatischen Bilder vom Überfall auf die schlafenden Kriegsheimkehrer mit den genauen Daten und Uhrzeiten untertitelt. Der Film ist am nächsten Mittwoch (10.11.) hier in diesem Kino zu sehen - mit englischen Untertiteln.

Es ist bezeichnend für die hiesige Kinokultur und Geschichtsvergessenheit, dass ausgerechnet die beiden Spielfilme des bekanntesten afrikanischen Regisseurs, die sich mit dem Zweiten Weltkrieg, also auch mit der deutschen Geschichte, befassen, in Deutschland bislang keinen Verleiher fanden.

Dasselbe dies für den Spielfilm „Indigènes“ des aus Algerien stammenden Regisseurs Rachid Bouchareb. Er erzählt die Geschichte

von vier Kolonialsoldaten aus Nordafrika, die im Winter 1944/45 ein abgelegenes elsässisches Dorf gegen die deutsche Wehrmacht verteidigen. Auch dieser eindrucksvolle Monumentalfilm kam hierzulande nicht in die Kinos, obwohl er 2007 im Wettbewerb des Festival in Cannes lief und die Hauptdarsteller dort kollektiv mit dem Preis für den beste Schauspieler ausgezeichnet wurden. In Frankreich war dieser Film im ganzen Land zu sehen und zog 3,2 Millionen KinobesucherInnen an. Weitere 4,2 Millionen sahen ihn im Fernsehen, was einer Einschaltquote von fast 20 Prozent entsprach. Der Film löste eine breite politische Debatte über die ungerechte Behandlung afrikanischer Veteranen bei den Kriegsrenten aus und nach der Premiere versprach der damalige Präsident Jacques Chirac, die Pensionen afrikanischer Kolonialsoldaten endlich denen ihrer französischen „Kameraden“ anzupassen. Auch das blieb zwar ein leeres Versprechen – wie die der französischen Präsidenten vor und nach Chirac – lediglich die Invalidenrenten wurden ein wenig angehoben, nicht jedoch die Pensionen für Kriegseinsätze. Aber dass Chirac überhaupt reagieren musste, dokumentiert die enorme Wirkung dieses Films, der 2007 auch in den USA als bester ausländischer Filme für einen Oskar nominiert war.

Trotz dieser weltweiten Beachtung ist der Film hierzulande nur als Home-Video erhältlich. Damit wir ihn begleitend zu unserer Ausstellung zumindest in digitaler Form deutsch Untertitelt zeigen können, mussten wir eine gesonderte Vereinbarung mit der Berliner Vertriebsfirma und der Pariser Produktionsgesellschaft treffen.

Vielleicht wird die Aufführung von „Indigènes“ in zwei Wochen hier in diesem Kino deshalb die letzte Gelegenheit sein, dieses Meisterwerk in Freiburg auf großer Leinwand zu sehen.

Der Regisseur des Films, Rachid Bouchareb, setzt im übrigen - sehr zum Ärger einiger Reaktionäre in Frankreich - seine cineastische Auseinandersetzung mit der französischen Kolonialgeschichte fort. So präsentierte er in diesem Jahr im Wettbewerb der Filmfestspiele in Cannes den Spielfilm „Hors la loi“, der den algerischen Unabhängigkeitskampf thematisiert und dabei auch an den 8. Mai 1945 erinnert, als die französischen Kolonialtruppen Tausende AlgerierInnen niedermetzelten, nur weil diese nach der Befreiung Frankreichs auch Freiheit und Unabhängigkeit für ihr eigenes Land gefordert hatten. Im Frühjahr 2010 drohten rechtsextreme Gruppen in Frankreich wegen der Vorführung dieses Films mit Anschlägen auf das Festival in Cannes. Das zeigt, wie politisch brisant oder besser ausgedrückt: relevant die Filme Rachid Boucharebs sind.

Es ist deshalb nur folgerichtig, zum Auftakt des cineastischen Begleitprogramms hier in Freiburg seinen Animationsfilm „L'ami y a bon“ zu zeigen, mit dem er seine cineastische Aufarbeitung der Kolonialgeschichte des Zweiten Weltkriegs begann. Dieser Kurzfilm ist im Afrika-Kapitel der Ausstellung „Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg“ auch dauerhaft auf Video zu sehen. Der französische Titel des Films ist eine Anspielung auf rassistische Kakaowerbung, wir haben ihm den deutschen Titel gegeben: „Der Freund aus den Kolonien“.

Wenn sie nach diesem Film und der anschließend gezeigten Dokumentation „Eine Frage der Ehre“ noch über die Inhalte oder historischen Hintergründe dieser und anderer Filme diskutieren wollen, so stehe ich dafür gerne zur Verfügung.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.